



André Georgi

Trump

Roman

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage der Klappenbroschur 2026
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Azymut, Warschau

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978–3–98859–167–8

I

Kallstadt

Zufällig war Friedrich allein mit ihm zuhause, als sein Vater starb.

Das Haus war leer und dunkel, die Fensterläden geschlossen, Ende Juni, draußen flirrte der Sommer, seit endlosen blauen Wochen schon. Am Morgen waren alle früh aufgestanden, denn bevor die Mittagshitze kam, wollte die Mutter am Weinberg fertig sein, am Nachmittag hatte sie das Brot für Hanstein zu backen. Unter dem Vorwand, dass er das Mittagessen vorbereiten sollte – Zwiebeln zu schneiden, das Gemüse, die Kartoffeln, die Knochen für die Brühe auszukochen, würde er mit seinen acht Jahren ja wohl schaffen, schließlich hatte sie ihm alles in der Küche zurechtgelegt –, war Friedrich der einzige, der zuhause bleiben durfte.

Er begleitete seine Mutter in das Zimmer des Vaters und beobachtete, wie sie sich zu ihrem Mann auf die Bettkante setzte, kurz nur, aber auch das hatte sie lange nicht mehr getan. Vielleicht spürte sie, was sie nicht wahrhaben wollte: Dass sie ihn zum letzten Mal lebend sehen würde.

Sie müsse jetzt mit den anderen los, zum Weinberg.

Der Vater nickte, bereits zu schwach zum Sprechen.

Sie hatte ihren Mann in den letzten Jahren nur noch hustend und keuchend erlebt, aber an diesem Morgen – im Alter von erst achtundvierzig Jahren – war er kurz vor dem Ersticken. Die ständige Angst hatte sich tief in sein Gesicht eingekerbt, der Schädel drückte durch die Haut, scharf und kantig, seine Augen starrten in immer dieselbe Ecke des Raumes, die die Katze mied und in der die Blumen sofort verdorrten, und beteten das Ende herbei, das ihn aber über Jahre hinweg hatte zappeln lassen, als verdiente er eine besonders schlimme Strafe.

Die Mutter strich ihm flüchtig über das Knie, wie um ihn zurückzuholen. Von woher auch immer.

Ob sie doch Katharina schicken solle statt des Jungen?

Bereits seit Tagen war ihr Mann immer wieder wie abwesend. Und obwohl sie an den Weinstöcken beim Schneiden und Hochbinden der Triebe jede Hand brauchte, ließ sie jeden Tag eines der sechs Kinder zuhause zurück, weil sie ihnen Zeit geben wollte, alleine von ihrem Vater Abschied zu nehmen. Hoffentlich – hoffentlich! – hatte sie mit Friedrich nicht zu lange gewartet.

Kraftlos und müde schüttelte der Vater nur den Kopf, Friedrich solle bleiben.

Die Mutter stand auf, gegen Mittag sei sie zurück, sagte sie, küsste Friedrich auf die Stirn und schaute ihren Mann ein letztes Mal an, ein verhuschter Blick, flüchtig und ausweichend, und eilte hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen. Das eingefallene Gesicht ihres Mannes, aus dem heraus der rohe Knochen sie anglotzte, war ihr unerträglich geworden – und das letzte, was sie wollte, war, ihn diese Abneigung spüren zu lassen.

Friedrich blieb stehen, wo er war, reglos, fast hielt er den Atem an. Er war überfordert und hatte Angst, denn er spürte, wie der Tod durch den Raum kroch. Katharina – seine älteste Schwester – hatte behauptet, man könne ihn hören, wenn er käme: Es sei, als würde man ein dünnes, frisch gestärktes Laken über den Boden ziehen. Sie wisse es, weil der Bruder ihrer Freundin im letzten Herbst gestorben war, und die hatte den heran zottelnden Tod tatsächlich selbst gehört.

Nicht allzu lange, dann ertrug Friedrich das Geschleiche um sich herum nicht mehr und suchte die Nähe und den Schutz des Teils seines Vaters, der noch sein Vater war, und ging zu ihm.

Der Vater erwachte aus dem Schlaf, kurz nur, und wisperte etwas, das Friedrich kaum verstand. Er schien zu frieren, obwohl die Decke, eine Winterdecke, viel zu dick für die Sommerhitze war. Sein linkes Bein war bis zum Knie aufgedeckt. Als Friedrich es berührte, war es schon eiskalt und wie aus Wachs, und Friedrich

fühlte zum ersten Mal, wie der Tod sich in einen Körper hinein schlängelte. Er zog die Decke über das Bein des Vaters, dann aber hielt er es nicht mehr aus und musste raus hier, vermied jeden Blick in die Ecke des Raumes, in der die Bodenkacheln locker waren und die Fugen wie ausgekratzt.

Er eilte in die Küche und heizte den Herd. Er brachte Wasser zum Kochen und legte die Knochen hinein. Er nahm die Zwiebeln, Rüben, Kartoffeln und Petersilie, holte Schüsseln und ein Messer, alles so langsam und umständlich er konnte, und ging dann doch zurück zu seinem Vater, der vor sich hindämmerte und schon nicht mehr ganz in dieser Welt war.

Friedrich stieß das Fenster auf, setzte sich an den kleinen Tisch neben dem Bett und schälte und schälte und schälte.

Solange er zurückdenken konnte, kannte er seinen Vater als einen Mann, der mit großem Willen gegen seine Krankheit ankämpfte. Wenn der Vater über den Kies vor dem Haus lief, waren das Keuchen und später das Pfeifen in seinem Atem lauter als seine Schritte. Trotzdem war er jeden Tag zum Weinberg gegangen – mit einer Treue, als müsse er jeder einzelnen Traube guten Mut zum Wachsen zusprechen und jede einzelne Laus von den Blättern zupfen. Um seine viel zu große Familie zu ernähren, war sein Besitz viel zu klein, er könne sich keine Fehlernten oder Rebrkrankheiten leisten, hatte er seinen Kindern immer wieder gesagt, und hatte gedüngt, was das Zeug hielt, um aus seinen paar Hektar herauszuholen, was herauszuholen war.

Wenn Friedrich und seine Geschwister den Weinberg hinauf rannten, hatte der Vater viermal so lange gebraucht und war alle paar Meter stehen geblieben, hatte sich am Rebstock festgehalten und gegen seine Panik angeschnauft, die ihn bei jeder größeren Anstrengung packte, weil er zu wenig Luft bekam. Sobald er aber die Blicke der Kinder bemerkte, bemühte er sich um ein Lächeln.

Friedrich blickte aus dem Fenster. Draußen taumelte der Staub durch die Luft, den ein Pferd auf der vertrockneten Straße aufgewirbelt hatte, als irgendjemand es zur Tränke geführt hatte,

und wollte sich nicht mehr setzen. Die Kirchenglocke läutete, einmal, und Friedrich schlingerte allmählich zurück in eine immer aufdringlichere Vergangenheit.

Der verschneite Winter vor vier Jahren, als der Vater mit ihnen den Schlitten baute, selten hatte es hier soviel Schnee gegeben, selten hatte der Vater soviel Zeit gehabt wie in diesem Winter.

Die Weinprobe, als der Vater Friedrich den Wein kosten ließ, das saure Zeug, und sich halb totlachte, weil Friedrich das Gesicht verzog, als würde er in einen Kuhfladen beißen. Vor zwei Jahren.

Die Kirchenglocke, zweimal.

Sein Weinen, als Barbara geboren wurde, vor einem Jahr, weil sie sich nie an ihn erinnern würde.

Der lange Spaziergang, den er mit Friedrich noch in diesem Frühjahr, vor ein paar Monaten erst, gemacht hatte, hoch zum Wald und dann hinüber zu Hansteins Gut. Die Pause am Waldrand und der Blick hinab auf Hansteins Weinberge. Die Selbstvorwürfe des Vaters und eine Traurigkeit, die Friedrich kaum verstand. Dann der Weg zurück im Schweigen, viermal musste der Vater sich setzen, einmal war er kurz eingeschlafen. Einen längeren Weg als diesen Spaziergang zu Hansteins Gut hatte er danach nicht mehr gehen können, und auch dieser letzte Abschiedsgang war schon viel zu weit für ihn und kaum zu schaffen. Und mit Blick auf Hansteins blühende Weinberge hatte er Friedrich gebeichtet, was er für den größten Fehler seines Lebens hielt: Hätte seine Frau, Friedrichs Mutter, Hanstein geheiratet, würde sie nicht hungern müssen. Er hätte sie um ihretwillen abweisen und Hanstein überlassen müssen. Anschließend war der Vater in ein Schweigen verfallen. Zurück zuhause war er ins Bett gefallen und zutiefst erschöpft bis zum nächsten Morgen dort liegen geblieben, ohne zu trinken oder zu essen, hustend und röchelnd. Von all dem hatte Friedrich nicht viel verstanden, aber es hatte sich ihm tief eingepägt und erst viele Jahre später begriff er, wovon der Vater eigentlich gesprochen hatte.

Dann wieder die Kirchenglocke, dreimal.

Friedrich hatte gar nicht bemerkt, dass der Vater aufgewacht war und ihn anschaute. Er legte die Kartoffel, an der er herum-schnippelte, zur Seite, setzte sich zu ihm und konnte nicht anders als das zu tun, was die Mutter sich seit Jahren versagte: Er begann zu weinen und konnte nicht mehr aufhören.

Der Vater nahm Friedrichs Hand und schaute ihn an. Dann begann er mühsam zu sprechen. Davon, dass er gerne erlebt hätte, mit wem sein Sohn sein Leben verbringen würde. Wieviel Kinder er haben würde? Wie Friedrich aussehen würde, wenn er so alt wäre wie er selbst, als er Friedrichs Mutter kennengelernt hatte? Dass er sterben würde, sei ihm eine Erlösung. Er habe keine Kraft mehr, um sich gegen die Panik, die die Erstickungsanfälle jetzt fast ununterbrochen auslösten, zu wehren. Er könne nicht mehr. Aber dass er seine Frau und seine Kinder in der furchtbaren Armut, die auf sie zukam, zurücklassen musste, quäle ihn so sehr, dass es ihm schwerfiel, das Leben loszulassen. Er sähe die Not kommen und den Hunger und plage sich mit den schwersten Vorwürfen. Dass es ihm nicht gelungen sei, das Erbe, das er bekommen habe, so zu hinterlassen, dass es seine Familie ernähren würde. Dass er beim einzigen, was wirklich wichtig sei, versagt habe. Und er schwor Friedrich darauf ein, die Mutter zu unterstützen.

Die Hand des Vaters war eiskalt, so kalt wie sein Bein, obwohl der Schweiß ihm über das Gesicht lief. Die Arme waren voller lila Flecken, die heute Morgen, als die Mutter sich verabschiedet hatte, noch nicht da gewesen waren. Sein Atem ging flach und unregelmäßig und rasselte über die Fetzen seiner Lunge, als hätte sie sich schon halb aufgelöst. Er konnte kaum mehr sprechen und zog Friedrich zu sich, mit einem letzten Hauch von Kraft, die kaum mehr zu spüren und eher zu ahnen war.

»Du musst deiner Mutter helfen, wenn ich tot bin. Versprich mir das!«

Friedrich dachte daran, dass er das Gemüse geschnitten hatte und die Zwiebeln, die Knochen kochten auf dem Herd in der Küche und mit den Kartoffeln war er bald fertig.

»Ja.«

Er wischte sich die Tränen ab und nickte und neue kamen und noch viel mehr. Selbst Jahre später, wenn er sich an diesen Moment erinnerte, war alles noch wie eben geschehen. Die Zwiebeln an seinen Händen, seine Befürchtung, dass sie dem Vater in den Augen brennen könnten. Seine wachsende Verwirrung, weil der Vater zum ersten Mal über seinen Tod gesprochen hatte und ihn um etwas bat, das – auch das – er erst allmählich zu verstehen begann.

Tief erschöpft sackte der Vater in den Schlaf zurück, so unruhig wie vorher und vielleicht ahnte er, dass es ein Fehler war, dem Leben dieses Jungen ein Ziel zu geben, dem Friedrich nicht mehr ausweichen konnte, bis zu seinem eigenen Tod nicht.

Draußen senkte sich der Staub, denn der leichte Wind hatte aufgehört zu wehen. Und in den langen Pausen zwischen den keuchenden Atemzügen des Vaters hörte Friedrich die Grillen und die Vögel und irgendwo nebenan im Nachbarhaus keifte eine alte Frau. Eine desinteressierte Welt machte einfach weiter und ignorierte das Sterben.

Friedrich konnte nicht zurück zu seinen Kartoffeln, und er blieb, das Messer in der Hand, auf dem Bettrand neben seinem Vater sitzen. Er war versucht, sich neben ihn zu legen, aber der in den Körper des Vaters hereinkriechende Tod machte ihm furchtbare Angst, und so blieb er lieber, wo er war – nicht zu nah, nicht zu fern von diesem kalten und schwitzenden Körper, der schon nicht mehr sein Vater war und von dem kein Trost mehr kommen konnte.

Inzwischen war es zwölf Uhr und weil die Kirche nicht weit weg war, legte sich das Summen der nachhallenden Glocken über alles andere.

Als sie verstummt waren, atmete der Vater nicht mehr. Sein Mund stand offen, die Lippen waren dünn und blau, die Wangen

eingefallen, wie tief in den Schädel hineingeschlürft, die Haut war wächsern, bis zum Zerreißen angespannt und als wäre sie dem Skelett plötzlich zu klein geworden. Der tote Vater lag vor ihm, von Minute zu Minute zwangen die Knochen diesem Gesicht, das seine Seele verloren hatte, eine zunehmend verzerrte Fratze auf. Friedrich war acht Jahre alt, und er war allein und konnte nicht aufhören zu weinen. Er brauchte Hilfe, aber es schien ihm, dass sie nicht mehr zu finden war, bei Gott nicht, bei seiner Mutter nicht, nirgendwo. Stattdessen wurde von ihm erwartet, dass er half.

Am sechsten Juli Achtzehnhundertsiebenundsiebzig hatte Gott in Kallstadt in der Pfalz Friedrich Trumps Vater zu sich geholt, anstatt dieser freudlosen Welt aus Hunger und Not zu Hilfe zu eilen. Oder wenigstens Friedrichs Mutter, einer Frau mit sechs Kindern, das älteste fünfzehn Jahre, das jüngste ein Jahr alt. Am nächsten Tag würde das Haus nach dem frischen Brot riechen, das sie, um wenigstens irgendetwas zu verdienen, heute Nachmittag trotz des Todes ihres Mannes für Hanstein backen musste.

Aber nichts davon war für ihre Familie.

Ende September war plötzlich der Herbst da.

Friedrichs Mutter hatte die Lese immer weiter verschoben, wie alle Winzer hier, denn der Sommer hatte spät begonnen und war viel zu nass, und Mitte August waren die Trauben noch sauer. Seit Wochen flehte die Pfalz um Sonne. Schon im letzten Jahr – dem Jahr nach dem Tod von Friedrichs Vater – hatte der Ertrag nur knapp über dem des Elendsjahrs Achtzehnhundertsiebzig gelegen. Das halbe Land hungerte seit Monaten und brauchte dringend eine Ernte.

Vor zwei Tagen hatte die Mutter Friedrich hinüber zu Hansteins Weinbergen geschickt, um zu erfahren, ob dort schon geerntet wurde. Aber sogar Hanstein, der eigentlich jedes Wagnis scheute, wartete im Glauben an ein paar späte Sonnentage mit der Lese – aber er könne es sich auch leisten, hatte Friedrich seine Mutter zu seiner ältesten Schwester sagen gehört. Hanstein, der größte Winzer weit und breit, sei der einzige, der trotz all seiner Jammerei eine weitere Missernte überstehen würde, ohne hungern zu müssen, wenn auch nur mit Mühen.

Kurz vor dem Monatswechsel – am späten Abend, es war längst dunkel – fiel die Temperatur völlig unerwartet mit einem Schlag so tief wie zuletzt im Februar. Und als es wieder zu schütten begann, noch viel stärker als in den letzten Tagen, war jede Hoffnung auf ein bisschen Herbstsonne, die der Ernte aufhelfen würde, endgültig zerstoßen.

Friedrich konnte nicht schlafen, er hatte Hunger. Seit Monaten wurde er nicht mehr satt, nichts reichte mehr, das Gemüse nicht, die Kartoffeln, die Äpfel. Die Hasenfallen im Wald – die natürlich verboten waren – brachten wenig ein, die Wildschweine

waren geschossen und die Rehe verschwunden. Die Strafen gegen Wilderei wurden ständig verschärft und immer drastischer.

Gestern Mittag hatte er eine Kartoffelsuppe bekommen, angedickt mit dem Mehl von Bucheckern, die er und seine Schwestern im Wald gesammelt hatten, abends eine Scheibe Brot, dazu Wasser, wieder mit kleingeschnittenen Pilzen und sehr heiß, damit sie alle langsam aßen, das Brot sollte im Magen quellen können und so satter machen. Als er vom Tisch aufgestanden war, ging es noch – aber schon als er im Bett lag, verkrampfte der Magen, es biss und stach durch den Körper und wollte nicht nachlassen. Friedrich hatte Regenwürmer verschluckt und an Wurzeln herumgekaut, aber auch das hatte nicht geholfen, im Gegenteil: nach spätestens einer halben Stunde rebellierte der Magen.

Und jetzt? Seit einer Woche waren drüben, bei Christs, die Katzen vom Hof verschwunden, und Friedrich hatte gesehen, dass der alte Christ Rattenfallen baute. Angeblich waren die Scheunen von Hanstein voll. Aber die Zäune waren hoch, und es hieß, dass Hanstein sich den schärfsten Hund des Landstrichs angeschafft und seine Knechte bewaffnet hatte. Sogar die Streuner und Fahrende, die ständig in der Nähe von Hansteins Hof gesehen wurden, waren plötzlich spurlos verschwunden, ihre Wagen standen immer noch oben irgendwo im Wald, leer.

Friedrich betete für die Ernte und flehte um Entschuldigung, dass er vor zwei Jahren, beim Tod seines Vaters, an der Gnade Gottes gezweifelt hatte, kurz nur, und hatte er seine Strafe nicht längst bekommen? Ununterbrochen und ohne abzuebben prasselte es da draußen auf die Fensterbretter, spülte ihm – einem zehnjährigen Jungen – stundenlang die Angst um die Ernte durch den Kopf und hielt ihn bis in die frühen Morgenstunden wach.

Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Mutter. Der Regen hatte über Nacht nicht aufgehört. Übermüdet kam Friedrich nicht aus dem Bett, seine Schwester Katharina musste ihn nochmals aus dem Schlaf rütteln. Eilig stand er auf, zog sich an und wankte hinunter in die Küche. Seine Geschwister waren schon wach und

packten ein paar Äpfel ein, Brot. Den letzten Rest Schinken, den sie irgendwo versteckt hielt, schnitt die Mutter lieber selbst, denn ein seit Wochen halbleerer Magen vergaß gerne die anderen.

Immer noch im Dunkeln eilten sie alle die gute halbe Stunde zum Weinberg, in ihr Regenzeugs eingehüllt, die Weidenkiepen für die Trauben auf dem Rücken. Das ganze Dorf war schon auf den Beinen, sogar die Ältesten, die Mühe mit dem Gehen hatten, halfen mit, die untersten Lagen im Tal abzuernsten, denn es galt, schnell zu sein und zu retten, was zu retten war, bevor der trommelnde Regen und der Schimmel eine Jahreseernte zerstörte. Es schüttete, von den Weinbergen lief der Schlamm auf die Straße und noch bevor Friedrich den Weinberg erreicht hatte, waren seine Ärmel durchnässt.

Tag für Tag sah Friedrich, der sich spätabends um das Abräumen des Geschirrs und den Abwasch zu kümmern hatte, von der Küche aus die Mutter und seine älteste Schwester Katharina im Wohnzimmer voller Sorge am Esstisch sitzen. Immer wieder überschlugen die beiden, wie groß der Ertrag werden würde und wieviel sie dafür bekämen. Die Mutter flüsterte, oder sprach zumindest leise, denn natürlich versuchte sie alles, um die größten Schwierigkeiten von ihren jüngeren Kindern fernzuhalten. Aber die Angst spitzte Friedrich die Ohren, er war eh schon schnell besorgt und unruhig, Zuversicht kannte er seit dem Tod des Vaters nicht mehr so recht, und Furcht trieb ihn eher an als Hoffnung. Ihr Kredit sei verbraucht, hörte er die Mutter flüstern, auch Hanstein borge ihr nichts mehr. Wenn sie sich alles schönrechne, könne die Familie von den Erträgen ein gutes halbes Jahr leben, vielleicht acht Monate, und das nur, wenn sie einen weiteren Schuldenaufschub bekäme, fraglich sei aber auch das. Den Rest des Jahres würden sie hungern müssen, schlimmer als bisher.

In den folgenden Nächten schlief Friedrich immer schlechter ein und wachte nachts ständig auf, hungrig, verschwitzt und von Alpträumen aus dem Schlaf gerissen. Tagsüber wurschtelte er sich immer unbeholfener, langsamer und schwächer durch die langen

Arbeitstage am Weinberg und völlig übermüdet verlor er sich in irgendwelchen Kleinigkeiten. Er neigte ohnehin zum Tapsigen und Ungeschickten, und je kürzer seine Nächte waren, je weniger er aß, desto schlimmer wurde es. Morgens war er zittrig und verplemperte und verkleckerte ständig irgendetwas, Milch, Wasser, das letzte Mehl. Seine Mutter, die dafür nun wirklich keinen Platz hatte, trieb er mit seiner staksigen Art und seiner Tollpatschigkeit zur Weißglut. Sie hätte Hilfe und einen zupackenden Sohn gebraucht. Stattdessen war Friedrich mit seinen zehn Jahren immer noch ein fast schwächliches Kind, mit schmalen Schultern, Armen dünn wie Stecken und den ungeschicktesten Händen der Familie.

Die Regenflut und die Kälte hielten drei Wochen lang an, und die Trauben begannen an den Reben zu faulen. Und als das ganze Dorf mit der Ernte fertig war, hatte Friedrichs Mutter mit ihren sechs Kindern gerade zwei Drittel ihres Weinbergs abgelesen, obwohl sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeiteten und Pausen vermieden. Die Beeren wurden immer weicher, in Bodennähe waren sie von weißem Schimmel überzogen.

Mitte Oktober, am Ende dieser desaströsen Ernte im Dauerregen, lagen die Nerven blank. Friedrich – wacklig und zittrig wie die letzten Tage schon – arbeitete gut fünf Meter oberhalb seiner Mutter. Er griff nach seiner Weidenkiepe, die fast voll mit Trauben war, um sie zum nächsten Weinstock ein paar Meter weiter den Berg hinunter zu tragen. Aber statt darauf zu achten, wo er hintrat, blieb sein Blick auf dem Gesicht seiner Mutter hängen: War das der Regen? Oder weinte sie? Friedrich kannte seine Mutter so nicht, sie war diszipliniert, hatte ihre Gefühle unter Kontrolle und lachte erst recht seit dem Tod des Vaters fast nie. Jetzt aber, als sie sich unbeobachtet wähnte, wirkte sie mutlos und niedergeschlagen und war von einer tiefen Traurigkeit gepackt, der sich Friedrich nicht entziehen konnte.

Vom Anblick seiner Mutter abgelenkt, achtete Friedrich nicht darauf, wo er hintrat. Und als er die fast volle Weidenkiepe auf die Schulter ziehen wollte, rutschte er auf dem glitschigen Boden

aus, fiel vornüber auf seine Kiepe, glitt ein, zwei Meter auf seine Mutter zu und warf dabei eine zweite Kiepe um, die sie unterhalb von ihm hatte stehen lassen. Als er sich aufrappelte, unbeholfen wie ein Kleinkind, sah er, dass beide Körbe zerbrochen und nicht mehr zu flicken waren. Vor allem aber war der gesamte Inhalt – die Arbeit eines Tages – ein einziger Matsch und vermischte sich mit dem Morast zwischen den Weinstöcken.

Friedrichs Mutter packte ein Zorn, den sie nicht beherrschen konnte. Sie hetzte den Berg hinauf, rutschte aus, eilte weiter, hin zu Friedrich und schlug ihm ins Gesicht, so dass er erneut hinfiel. Dann schrie sie ihn an, ob das seine Art sei, ihr zu helfen? Er solle zwei neue Kiepen holen und sich erst dann zuhause sehen lassen, wenn er für die verschütteten Trauben einen Ersatz gesammelt habe.

Friedrich nahm die beiden zerbrochenen Kiepen, zog sie aus dem Matsch und halb ging, halb schlidderte er den rutschigen Pfad zwischen den Weinreben hinunter zum Weg, der zurück ins Dorf führte. Seine Geschwister, die in den umliegenden Rebstöcken verteilt arbeiteten, schauten ihn an, sie hatten den Wutausbruch der Mutter mitbekommen und waren hin und hergerissen, ob sie zu Friedrich oder ihrer Mutter halten sollten. Katharina, die älteste, sah seine Verzweiflung, und natürlich wusste sie, dass es unmöglich für ihn war, der Forderung der Mutter nachzukommen. Wo sollte er jetzt zwei Kiepen voller Trauben herbekommen? Katharina wollte zu ihm und rief ihm zu, er solle warten. Aber die Mutter, die sich noch immer nicht beruhigt hatte, herrschte Katharina an, sie solle sich nicht einmischen.

Wütend auf seine Mutter und noch wütender auf sich selbst und seine Ungeschicklichkeit, stapfte Friedrich zurück nachhause. Unterwegs warf er die beiden zerbrochenen Kiepen auf einen Haufen von Holzabschnitten. Schon die ganze Woche über waren die Nachbarn dabei, die abgeernteten Rebstöcke zurückzustutzen, und sammelten den Abschnitt am Ende des Weges, der zu den Weinstöcken führte, um ihn an trockneren Tagen zu verbrennen.

Den ganzen Tag über war es nicht richtig hell geworden, eine Wolkendecke lag über dem verregneten Land, dunkelgrau und undurchdringlich. Aber noch bevor Friedrich zuhause war, wurde es völlig dunkel, als hätte die Nacht den Abend übersprungen.

Aus der Scheune holte er zwei neue Weidenkiepen, und ohne sich umzuziehen – weil er seiner Mutter keinesfalls begegnen wollte, falls sie früher nachhause käme –, ging er in seinen nassen Kleidern hinauf zum Waldweg und die drei Kilometer hinüber zu Hansteins Weinbergen.

Trotz der Dunkelheit fand er an den abgeernteten Weinstöcken noch vereinzelte Trauben, die die Pflücker hängen gelassen hatten, weil sie viel zu mickrig und zu sauer gewesen waren, um sie zu ernten. Friedrich sammelte sie ein, und nach einer halben Ewigkeit hatte er so viele zusammen, dass der Boden einer der beiden Kiepen mit verschrumpelten und fauligen Beeren halb bedeckt war. Mehr war beim besten Willen nicht zu finden. Verzweifelt irrte er zwischen den blätterlosen Rebstöcken umher, die wie schwarze Skelette einer Armee von Missgeburten aus dem Matsch ragten, und wusste nicht weiter.

Erschöpft kletterte er die Terrassen des Weinbergs hinauf zum Waldrand. Wegen des plötzlichen Kälteeinfalls hatten die Bäume ihre Blätter zum großen Teil schon verloren. Es war schwer, zwischen dem glitschigen Laub eine trockene Stelle zu finden, und er setzte sich schließlich auf den vermoosten Stamm eines Baumes, den die Stürme im vorletzten Herbst gefällt hatten. Friedrich war durchgeschwitzt, nass von innen und außen, und als sein Puls sich nach der Kletterei ausgetobt hatte, packte die Kälte erst richtig zu und zog ihn immer tiefer in eine Trostlosigkeit hinein, gegen die er sich nicht wehren konnte.

Friedrich kannte die Wutanfälle seiner Mutter. Hinterher tat es ihr leid, aber beim nächsten Mal würde genau das gleiche passieren. Im Laufe der letzten Jahre war sie immer härter und härter geworden, und irgendwann würde es auch aufhören, dass sie irgendetwas bedauerte oder bereute. Also war es besser, mit

zwei vollen Kiepen nachhause zu kommen. Aber woher sollte er sie nehmen?

In Schwaden zog der Regen vorbei, um ihn herum prasselte es auf das Laub und die Pfützen. Der Wind wehte vom Tal herauf und trug Kohlenrauch mit sich. Dort unten lag der Hof von Hanstein und all die Weinberge um ihn herum waren Hansteins Besitz, Besitz, Besitz. Zwei, drei Mal war Friedrich dort gewesen, das letzte Mal im Frühsommer – mit dem Freund eines Freundes von Hansteins jüngstem Sohn, der ein Jahr älter als Friedrich war.

Der Hof war der größte der ganzen Gegend, einschüchternd groß, Friedrich kannte keinen größeren. In den Fenstern des Wohnflügels brannte Licht, durch den Regen gedämpft flimmerte es wie schwacher Kerzenschein zu Friedrich herauf. Hanstein hatte mehrere Knechte, die auch im Wohnflügel untergebracht waren. Der Flügel mit den Weinfässern, der Kelter und den Trögen, in denen die neuen Trauben aufbewahrt wurden, lag schräg gegenüber. Im Dunkeln war er von hier oben aus kaum zu sehen, denn dort brannte kein Licht.

Friedrich schnappte sich die beiden Kiepen, eine hängte er sich über die Schulter, die andere nahm er in die Hand, und ging los, zwischen den Weinstöcken hinunter zu Hansteins Hof. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas gestohlen, sein Körper schleppte und wollte nicht dort hinunter, die Weidenkiepe auf seinem Rücken – bleischwer und als wäre sie mit Steinen gefüllt, dabei war sie eigentlich leicht wie nur irgendwas – drückte jeden seiner Schritte tief in den sumpfigen Boden.

Unten am Zaun angekommen, blieb Friedrich stehen und schaute sich um. Was vom Wald aus wie spärlich glimmende Kerzen ausgesehen hatte, waren tatsächlich kräftige Gaslampen, die ihr Licht aus dem Wohnflügel in die riesigen Pfützen des Innenhofs warfen. Hinter den drei, vier Fenstern des hellsten Raumes sah er Hanstein – am Tischende –, dessen Familie und Arbeiter zusammen beim Abendessen.